



Terrie O'Brian

# NIEMAND WAR FÜR MICH DA

Meine Eltern lieferten mich meinem  
Peiniger aus, dann konnte ich mich befreien

**Weltbild** Premiere

Niemand war für mich da

Terrie O'Brian

# Niemand war für mich da

Meine Eltern lieferten mich meinem Peiniger  
aus, dann konnte ich mich befreien

Aus dem Englischen von  
Heinz Tophinke

**Weltbild**

Titel der englischen Originalausgabe: *Nobody Cared* Originalverlag: Pan Books

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,  
Werner-von-Siemens-Str. 1, 86159 Augsburg  
Copyright der Originalausgabe © 2012 by Terrie O'Brian  
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2016 by Bastei Lübbe AG, Köln  
Übersetzung: Heinz Tophinke  
Umschlaggestaltung: atelier seidel, teising  
Coverfoto: © shutterstock/Halfpoint  
Gesamtherstellung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice  
Printed in the EU  
978-3-8289-0948-9

2017 2016

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Einkaufen im Internet:  
*[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)*

*Für meine wunderbaren Kinder,  
die immer geliebt werden, so wie ich nie geliebt wurde*

## Vorbemerkung der Autorin

Dies ist meine Geschichte, mit meinen Worten und zum ersten Mal in voller Länge erzählt. Alles in diesem Buch ist wahr, auch wenn ich beim Schreiben nur auf mein Gedächtnis zurückgreifen konnte. Zur Wahrung der Privatsphäre und im Interesse der beteiligten Personen habe ich die meisten Namen verändert und einige Personen auf deren Wunsch ganz gestrichen.

## Vorwort

Ich saß auf dem Flur vor dem Gerichtssaal und versuchte verzweifelt, tief zu atmen. Aber ich schaffte es nicht, genug Luft in die Lunge zu bekommen. Ich starrte auf die Uhr, und dabei gingen mir unzählige Dinge durch den Kopf. Dinge, die er mir angetan hatte. Um mein Gedächtnis aufzufrischen, hatte ich meine Aussage am Abend zuvor noch einmal durchgelesen. Trotzdem wusste ich nicht genau, was ich sagen würde, wenn ich in den Zeugenstand trat. Aber ich musste ja einfach nur die Wahrheit erzählen. Dass dieser Mann mich, seit ich zehn Jahre alt war, wieder und wieder missbraucht, mir meine Kindheit und meine Unschuld geraubt hatte.

Es kam mir vor, als würden sich die Zeiger kaum bewegen, als stünde die Zeit still. Ich blickte auf meine elegante Kleidung, strich den Rock glatt und bemerkte erst jetzt, dass meine Hände und Beine zitterten.

*Komm schon, Terrie. Reiß dich zusammen.* Ich wusste, dies war die einzige Chance, der Welt zu sagen, was er mir angetan hatte, und ihn seiner gerechten Strafe zuzuführen. *Jetzt hat nicht mehr er die Fäden in der Hand, sondern du.* Ich war noch ein Kind gewesen, als der sexuelle und emotionale Missbrauch begann. Nun aber war ich älter und stärker; die Zeit war reif, mich gegen ihn zur Wehr zu setzen.

Ich setzte mich aufrecht hin, und in diesem Moment öffnete sich die glänzende Tür, eine amtlich aussehende Dame erschien und nickte mir zu. Im Saal hörte ich Stimmen: Anwälte und Gerichtsbeamte, die halblaut miteinander sprachen.

»Sie können jetzt hinein, Terrie«, sagte die Dame. »Sind Sie bereit?«

Ich nickte. *Jetzt*, dachte ich. *Darauf habe ich all die Jahre gewartet. Die Gelegenheit, meine schreckliche Vergangenheit ein für alle Mal hinter mir zu lassen.* Als ich mit einem tiefen Atemzug über die Schwelle trat, fühlte ich alle Augen auf mich gerichtet und spürte die erdrückende Stille im Raum. Und dann sah ich ihn ...



## Schmusen mit Daddy

Ich drehte mich um, sodass ich allen den Rücken zuwandte, und verschränkte die Arme vor der Brust.

»Nein!«, schrie ich heftig, gerade vier Jahre alt. »Ich will mich nicht hier anziehen!«

Liz, die Freundin meiner Mutter, die bei uns wohnte, lachte. »Sei nicht albern, Terrie«, sagte sie. »Niemand schaut dir zu. Und jetzt runter mit dem Nachthemdchen und rein in die Klamotten!«

Ich blickte sie unverwandt an, zog das Nachthemd über den Kopf und schlang die Arme um meinen nackten, zitternden Körper. Dann stieg ich mit einem Bein in die Unterwäsche, die sie vor mich hielt.

»Braves Mädchen.« Sie grinste. »Siehst du? Kein Grund, so einen Aufstand zu machen.«

Meine Kleidung wurde bei uns zu Hause oben in meinem Schlafzimmer aufbewahrt, meine Höschen aus irgendeinem Grund aber in einer Schublade unten im Wohnzimmer. Deshalb wurde ich dort angezogen. Das Zimmer war ständig voller Erwachsener. Mein Dad, ein Onkel und zwei Großonkel saßen dort herum, und ich spürte immer mindestens ein Augenpaar auf meiner nackten Haut. Das gab mir schon in diesem zarten Alter ein ungutes Gefühl.

Rasch zog ich mir mein Kleid über. Jetzt konnte ich wieder nach oben gehen und mit *Meine kleinen Ponys* spielen, einem meiner wenigen Second-Hand-Spielzeuge. Über die Schulter sah ich, wie mein Großonkel Pat lüstern nach mir schielte. Er

war Ende Sechzig und sah mit seiner viel zu großen Jeans mit den Hosenträgern aus wie eine Comicfigur. Und wie gewöhnlich hatte er seine Polaroid-Kamera griffbereit, um schnell ein paar Fotos zu schießen. Wegen einer angeborenen Gaumenspalte konnte Pat den Mund nicht richtig schließen. Wenn er lächelte, sabberte er den blauen Pullover voll, den er praktisch immer trug. Und wenn er mich fotografierte, dann lächelte er immer.

»Nicht!«, rief ich und versuchte, mich von ihm wegzudrehen, als er den Apparat auf mich richtete. Schon beim Abstreifen meines Nachthemds hatte ich ihn knipsen gehört, aber nichts gesagt, weil ich es für das Beste hielt, mich möglichst schnell anzuziehen. Wie gewöhnlich ignorierten die anderen sein Treiben. Ron, mein zweiter Großonkel, rührte unbeeinträchtigt in seinem Tee, Mum saß mit leerem Blick auf ihrem Sessel, und Liz schien nichts zu bemerken. Dad war im Badezimmer.

Ich wusste nicht, warum Onkel Pat so gerne Fotos machte. Sobald die Polaroid sie ausspuckte, verschwanden sie in seiner Hosentasche. Manchmal streckte ich ihm, bevor er abdrückte, frech die Zunge heraus.

Meine Mutter Carole, mein Vater Reg, die beiden Großonkel Ron und Pat, Onkel Simon, meine Oma Margaret, Mums Freundin Liz und ich – wir alle lebten zusammen in einem vom Wohnungsamt gestellten Haus in Stevenage. Von außen gesehen waren wir eine große, lebhaftere Familie mit meinem Vater Reg als Mittelpunkt. Dad war untersetzt, er hatte eine Stirnglatze und keinen einzigen Zahn mehr. »Ich hatte mal ein Gebiss, aber ein Hund hat's im Garten vergraben«, sagte er lachend. Trotzdem konnte er ganz normal essen; er zerquetschte

einfach alles mit seinem Zahnfleisch. Er war sehr beliebt, half ständig Freunden und Nachbarn und galt als handwerklicher Alleskönner, der sich immer und für jeden Zeit nahm. Vor allem für alleinstehende Frauen. Wenn er von einer hörte, klopfte er an ihre Tür und bot ihr seine Dienste an. Seine Saufrumpkumpane wussten zwar, dass er ein übler Charakter war, aber sie mochten ihn dennoch. Er schlenderte gern mit einem breiten Grinsen die Straße hinunter und winkte den Leuten zu. Doch zu Hause zeigte sich eine ganz andere Seite des Mannes, den die Nachbarn so nett und hilfsbereit fanden.

Schon als kleines Mädchen erfuhr ich, dass er als Sexualverbrecher verurteilt worden war. Ich wusste zwar, dass das etwas Schlimmes war, aber niemand erklärte es mir genau. Mein Vater missbrauchte mich jedoch nicht nur sexuell, sondern misshandelte mich auch. Für ihn war ich je nach Lust und Laune Sandsack oder Sexspielzeug.

Von Anfang an war klar, dass ich kaum eine Chance auf eine normale, liebevolle Erziehung hatte. Meine Mutter wurde am 9. Dezember 1958 in Hitchin geboren, nicht weit von Stevenage. Meine Großmutter Margaret hatte ein nettes, freundliches Wesen, doch sie war ihr Leben lang manisch-depressiv. Meinem Großvater Ted begegnete ich nur einmal, als er aus dem Gefängnis kam und in eine Nervenheilanstalt eingewiesen wurde. Ich weiß nicht, woran er litt. Mum sagte, er habe zu sprechen aufgehört und sei deshalb in die geschlossene Psychiatrie gekommen. Ich weiß auch nicht, weshalb er damals im Gefängnis saß, doch zuvor hatte man ihn schon einmal eingesperrt, weil er meine Mutter vergewaltigt hatte. Sie war damals zwischen siebzehn und neunzehn gewesen, und er hatte sie nie zuvor berührt.

So lange ich mich zurückerinnern kann, wusste ich von diesem Missbrauch. Derlei Dinge wurden in unserer Familie nicht vertuscht. Mum und die anderen Erwachsenen sprachen offen über Sex und ihre Vergangenheit als Vergewaltigungsopfer, als sei das ganz alltäglich. Mum hatte große Angst vor meinem Großvater, der sie nachts vergewaltigte, wenn Großmutter in einem anderen Zimmer war und nichts davon mitbekam. Vielleicht liegt der Grund für die psychischen Probleme meiner Mutter in dem Missbrauch, den sie selbst erlitt, womöglich sind sie auch vererbt. Das werde ich wohl nie erfahren.

Schließlich schaffte es Mum, ihr Elternhaus zu verlassen, und sie traf Phil wieder, einen ihrer ersten Freunde, und heiratete ihn. Er sah Patrick Swayze zum Verwechseln ähnlich und war ebenso charmant. Doch hinter seinem Hollywood-Lächeln verbarg sich ein gewalttätiges Temperament; Phil war ständig in Schlägereien und krumme Dinger verwickelt. Meine Mutter, die froh war, ihrem Vater zu entkommen, wollte das jedoch nicht sehen; sie wollte sich mit ihm ein neues Leben aufbauen. Sie fühlte sich in ihrem neuen Zuhause sicher und fasste eines Abends den Mut, ihrem Ehemann von dem ihr widerfahrenen Missbrauch zu berichten. In Tränen erzählte sie davon.

Sie hatte gehofft, sich ihrem Mann anvertrauen und sich bei ihm sicher und beschützt fühlen zu können. Umso entsetzter war sie, als seine Reaktion absolut nicht ihren Erwartungen entsprach. Er bekam einen Wutanfall, schimpfte sie wieder und wieder eine »dreckige Hure« und verprügelte sie.

Mum ging schluchzend zu Boden, doch so gebrochen sie war, fasste sie in diesem Augenblick den Entschluss, sich Ge-

rechtigkeit zu verschaffen. Schon am nächsten Tag zeigte sie ihren Vater an. Ich weiß nicht, was sie dazu brachte. Vielleicht war es dieser Gewaltausbruch – oder musste sie Phil beweisen, dass sie das, was ihr Vater tat, nicht verdient hatte? Was immer es war, Phils Brutalität führte dazu, dass sie Anzeige erstattete.

Mum erzählte mir, dass Großvater aufgrund ihrer Aussage ins Gefängnis kam. Meine Großmutter war entsetzt, als sie erfuhr, was geschehen war, und erlitt den ersten von vielen noch folgenden Nervenzusammenbrüchen. Später wurde auch noch bekannt, dass Großvaters Bruder Pat, der mit uns zusammenzog, pädophil war und gerne unanständige Fotos von Kindern machte. Ich habe keine Ahnung, warum diese Familie zwei solche Perverse hervorbrachte. Hatte Großvaters Vater sie missbraucht? Oder ein anderes Mitglied der Familie? Schwer zu sagen.

Die Eltern meiner Großmutter lebten in Vauxhall und waren beide berufstätig, der Vater in einer Blechfabrik und die Mutter in einer Wäscherei. Ihr Bruder Ron war zwar lernbehindert, doch ihre Schwester Vera hatte eine gute Stelle als Friseurin. Der Missbrauch meiner Mutter durch meinen Großvater war für die Angehörigen ein großer Schock. So etwas war in ihrer Familie noch nie vorgekommen. Doch meiner Großmutter war nicht klar, dass dieser Missbrauch zu weiteren führen würde, die erst eine Generation später offenkundig werden und auch für mich unsägliches Leid bedeuten würden.

Nach Großvaters Verurteilung verbrachte Mum einige ebenso glückliche wie chaotische Jahre an Phils Seite. Sie unterstützte ihn durch Höhen und Tiefen, und die beiden waren ein geselliges, lebenslustiges Paar. Bis Phil eines Abends blutüberströmt nach Hause kam.

»Bring die Sachen in die Wäscherei!«, herrschte er seine junge Frau an. Meine Mum, die daran gewöhnt war, dass ihr Mann immer wieder in Schlägereien verwickelt war, zögerte nicht, seinem Befehl nachzukommen. Erst als am nächsten Tag die Polizei erschien, begann sie zu befürchten, dass etwas wirklich Schlimmes geschehen sein musste.

Phil wurde verhaftet und wegen Mordes angeklagt. Mum musste vor Gericht aussagen, und was sie dort erfuhr, schockierte sie. Phil und ein paar seiner Komplizen hatten versucht, eine alte Frau auszurauben, aber durch Alkohol und ihre ohnehin vorhandene Neigung zu extremer Gewalt war der Überfall völlig aus dem Ruder gelaufen. Das Opfer war zuerst mit einem Ast sexuell missbraucht und dann fast zerteilt worden.

Von der Tat ihres Mannes ganz am Boden zerstört, zögerte Mum nicht, vor Gericht gegen ihn auszusagen. Während er seine Strafe verbüßte, ließ sie sich von ihm scheiden.

Während seiner fünfzehn Jahre ohne Bewährung lernte Phil im Gefängnis Reg kennen, meinen Vater. Auch Reg musste eine Strafe absitzen, aber noch Jahre nach seiner Entlassung wusste niemand, wofür er eingesperrt hatte. Aus einer früheren Beziehung hatte er eine Tochter, Sarah, und er erzählte, er sei ins Gefängnis gekommen, weil er Sarahs Freund verprügelt habe, nachdem dieser sie geschwängert habe. Aber schließlich kam heraus, dass er sie selbst vergewaltigt hatte und der Vater ihres Kindes war.

Mum wusste davon nichts, als Reg kurz nach seiner Entlassung an ihre Tür klopfte.

Phil hatte Reg gebeten, sich um seine Ex-Frau »zu kümmern«, behauptete er, und sie glaubte ihm.

Zunächst war meine damals erst einundzwanzigjährige, naive und einsame Mum zwar argwöhnisch, doch schon bald erlag sie dem dunkelhaarigen Charmeur, der immer mit einem feschen Hut ankam. Trotz des beträchtlichen Altersunterschieds von vierundzwanzig Jahren wurden die beiden ein Paar und heirateten im Februar 1981. Mum glaubte, endlich einen Partner gefunden zu haben, der sie umsorgte, wie ein Ehemann es tun sollte. Doch Reg war in der Gegend bereits als Sittenstrolch bekannt. Wusste Mum das, als sie ihn heiratete und ein Kind von ihm erwartete? Ich weiß es nicht. Mir wäre es lieber, sie hätte es erst herausgefunden, als es bereits zu spät war.

Ich wurde am 7. Juli 1984 geboren, fünf Jahre, nachdem sie sich kennengelernt hatten. Meine Mum war fünfundzwanzig und Dad neunundvierzig. Als ich zwei Jahre alt war, zogen wir von Essex nach Stevenage. Dieses Haus wurde für mich die nächsten acht Jahre meiner Kindheit zum Schauplatz eines tagtäglichen Albtraums.

Meine erste Erinnerung ist, dass ich im Garten hinter dem Haus beim Spielen aus einem Kinderwagen fiel und mir auf dem Pflaster den Kopf aufschlug. Als Dad mein Schreien hörte, kam er angerannt und trug mich auf den Armen ins Badezimmer, wo er mit einem gelben Schwamm das hellrote Blut von meiner Wunde abtupfte.

»Das wird schon wieder«, tröstete er mich.

Ich beruhigte mich rasch. »Danke, Daddy«, murmelte ich.

Er tippte mir sanft mit dem Finger unter das Kinn.

»Ich hab dir doch gesagt, ich mache es besser, eh?«, sagte er. Ich erwiderte sein Lächeln und sprang vom Rand des Wasch-

beckens herunter. Als ich gehen wollte, packte er mich am Arm. »Du bist ein Terror, kleine Terrie, das bist du!«

Das war sein Spitzname für mich. »Terrie der Terror.« Damals wusste ich noch nicht, was das bedeutete. Später erkannte ich, dass er in mir womöglich jene Haltung sah, die er bei Mum und allen anderen in der Familie ausmerzte. Eine Haltung, auf die ich heute sehr stolz bin.

Ich lief wieder hinaus und beschäftigte mich mit meiner Puppe. Ich liebte es, sie im Kinderwagen herumschieben und Mum zu spielen, kleine Teetassen und Untertassen aufzustellen und das Püppchen anzuziehen – alles reine Realitätsflucht. Stundenlang plapperte ich mit mir selbst und meiner Puppe und erklärte ihr, wie man sich zu benehmen hatte. Vielleicht spielte ich gerne die Mum, weil ich meine eigene kaum zu Gesicht bekam. Sie war nie da, wenn ich sie brauchte – meistens lag sie oben im Bett oder saß in ihrem Sessel im Wohnzimmer. Sie wurde nach meiner Geburt sehr depressiv, genau wie meine Großmutter nach der Geburt ihres Kindes – meiner Mutter. Seit der Verurteilung ihres Vaters litt sie noch mehr an Depressionen, und meine Geburt gab ihr anscheinend den Rest. Tagelang saß sie stumm in ihrem Sessel, ohne zu essen, und trank nur, wenn jemand ihr Tee brachte.

Nachdem ich meiner Puppe etwas vorgesungen hatte, fütterte ich sie. Doch als Dad zu mir herüberschaute, fiel mir das Plastiktellerchen aus der Hand.

»Machst du schon wieder alles dreckig, Terrie?«, schrie er. »Was habe ich dir zu deinen Spielsachen gesagt?«

Starr vor Angst hielt ich die Luft an. Schon damals wusste ich, dass Dads Stimmungen sich in Windeseile ändern konn-



ten. Er konnte zuckersüß sein, nur um mir dann in der nächsten Sekunde mit dem Handrücken eine kräftige Ohrfeige zu verpassen. Ich versuchte ständig, jede seiner Bewegungen vorauszuahnen, wusste aber nie, was mich erwartete.

»Tut mir leid, Daddy«, sagte ich und betete im Stillen inständig, seine Laune sollte vergehen. Zum Glück wurde seine Miene dieses Mal sanfter. Ich hob den Plastikteller rasch vom Boden auf.

»Behalt deine Sachen einfach in deinem Zimmer«, knurrte er.

Bald nach unserem Umzug nach Stevenage vergrößerte sich unsere Familie. Als Erstes zog meine Großmutter bei uns ein. Das Alleinsein in Essex fiel ihr schwer, und meine Mum war einverstanden. Dann kamen mein Großonkel Pat, der Bruder meines Großvaters, und Ron, der Bruder meiner Großmutter, und danach auch noch Mums Bruder Simon. Ron und Simon waren beide lernbehindert. Man sagte mir, Simon sei als normales, intelligentes Kind aufgewachsen, doch im Alter von elf Jahren habe sein Vater ihn bei einem Streit auf ein Bett geworfen und er habe sich an dem eisernen Gestell den Kopf angeschlagen. Nach Wochen im Krankenhaus sei er mit einer irreparablen Hirnschädigung entlassen worden.

Inzwischen war er Ende Zwanzig und praktisch ein Kind im Körper eines übergewichtigen Mannes. Da er weder lesen noch schreiben konnte, saß er den ganzen Tag zu Hause in seinem Zimmer und bastelte Modellflugzeuge. Er war sehr verspielt, und manchmal drehte er die Stühle im Wohnzimmer um und verwandelte sie in »Boote«. Ab und zu spielte ich mit ihm, doch meistens blieb er lieber für sich. Gelegentlich verbrannte er zum Spaß in seinem Zimmer Papierschnitzel in

einem Aschenbecher, was Dad jedes Mal ausrasten ließ. Jede Woche, wenn Simon seine Unterstützungszahlung bekam, kaufte er mir Bonbons und eine Tüte Chips. Das wiederholte sich Woche für Woche, und er sagte nie etwas, wenn er mir diese Sachen gab, aber ich freute mich jedes Mal darauf und schenkte ihm dafür ein breites Lächeln.

Ron war ein kräftig gebauter, zur Glatze neigender alter Knacker Ende Fünfzig, der den ganzen Tag im Haus herumhing, weil er absolut keine Freunde hatte. Den größten Teil der Zeit verbrachte er damit, für Dad Kartoffeln zu schälen und ihm dabei zu helfen, sie zu kochen. Er war wie ein Schatten, immer da, aber nie an einem Gespräch beteiligt, es sei denn, er stritt sich mit Dad, der ihn hasste. Im Großen und Ganzen blieben Ron und Simon beide ziemlich für sich. Vor Pat, den ich »Perverso-Pat« nannte, musste ich mich in Acht nehmen. Doch all diese Untermieter brachten Dad Geld ein, und deshalb ließ er sie bei uns wohnen. Ron und Simon zahlten je fünfzig Pfund die Woche für ihr Zimmer, Pat sogar neunzig. So hatte Dad immer Geld, obwohl er nie arbeitete. Dennoch heizte er unser Haus auf die billigste und gefährlichste Art und Weise: Wir hatten in der Mitte jedes Zimmers einen Butangas-Brenner mit offener Flamme stehen. Das war billiger, als die Zentralheizung aufzudrehen.

»Geh ans Feuer, und du verbrennst!«, zischte Dad mir zu. Also tat ich es nicht, aber dass es nie zu einem Unfall kam, ist mir bis heute unbegreiflich. Ich weiß nur, dass sich Liz einmal eine Hand verbrannte.

Liz, die Freundin meiner Mutter, die ich »Tantchen Liz« nannte, hatte sich gerade von einem gewalttätigen Partner getrennt und brauchte ein Dach über dem Kopf, also kam sie

auch noch zu uns. Sie war eine chaotische dunkelhaarige Schönheit, die immer versuchte, etwas aus sich zu »machen«, und College-Kurse besuchte, um vorwärtszukommen. Von allen Untermietern kam sie mit Dad am besten zurecht. Manchmal hörte ich sie nachts in seinem Schlafzimmer lachen, während Mum unten in ihrem Sessel saß. Und obwohl sie wie alle anderen alles tat, um seinen Launen zu entgehen, sagte sie, er habe das »Herz am rechten Fleck«. Liz war immer irgendwie beschäftigt, doch von allen Erwachsenen im Haus schenkte sie mir am meisten Aufmerksamkeit – positive Aufmerksamkeit, genauer gesagt.

Mit so vielen Menschen unter einem Dach war es natürlich eng. Mum und Dad hatten das größte Schlafzimmer, und Liz und ich teilten uns einen Raum. Sie schlief in einem Einzelbett; ich hatte einen Schlafsack mit dem Coca-Cola-Schriftzug und eine nackte Matratze ohne Kissen. Ron und Pat schliefen in einem weiteren Zimmer in Stockbetten, Simon hatte das Zimmer daneben, und meine Großmutter schlief unten auf dem Sofa. Irgendwann bekam Großmutter eine neue Sozialwohnung, und Simon zog bei ihr ein, weil er und Ron sich ständig stritten wie Hund und Katze. Von da an hatte Ron ein Zimmer für sich allein.

Das Haus war ziemlich groß, aber es war nicht nur voller Menschen, sondern auch bis oben hin mit allem möglichen Krempel angefüllt. Riesige billige Spanplatten-Kommoden standen an den Wänden, und hinter ihren Glastüren lagerten Unmengen von Kram, Uhren und Nippes. Die Zimmer waren, so weit ich mich zurückerinnern konnte, nie tapeziert worden; die Tapete war blau mit pinkfarbenen Blumen. Der schmutzige rote Teppichboden war zerschlissen und voller

Haare von unserer Schäferhündin Kim. Mum mochte ihren Plunder, doch es gehörte zu ihrer Krankheit, dass sie ständig Zeug kaufte, es dann achtlos irgendwo abstellte und nie abstaubte. Und Dad war besessen von Dingen aus Messing. Er sammelte Teller und Figuren, die er an die Wand hängte, wo sie dann verstaubten und matt wurden. Sein größter Stolz waren zwei Schwerter, die über der Wohnzimmertür hingen.

Dad führte in unserem überfüllten Haus ein eisernes Regiment. Niemand wagte es, sich gegen ihn aufzulehnen, denn seine Beherrschung war dünn wie Papier und sein Wesen gewalttätig und unberechenbar. Wir hatten alle Angst vor ihm. Er konnte mit einem einzigen Blick jeden zum Schweigen bringen und scheute sich auch nicht, seine Fäuste einzusetzen. Es brauchte nicht viel, um ihn auf die Palme zu bringen: ein Stück verbrannter Toast oder eine Tasse Tee, die nicht nach seinem Geschmack war, genügten. Es reichte auch schon, wenn ich zu schnell oder zu langsam an ihm vorbeiging. Ich lief ständig wie auf rohen Eiern. Seine häufigste Strafe war ein Schlag mit dem Handrücken auf meinen Hinterkopf.

Einmal, als ich fünf Jahre alt war, kam ich ihm in der Küche in die Quere. Klatsch! Noch bevor er etwas sagte, hatte er mir schon eine saftige Ohrfeige verpasst. »Weg da!«, schrie er, während ich mir jammernd den Kopf hielt. Der Schlag hatte mich vollkommen überrascht. Aber es war immer unverdient. Sein Spitzname für mich war zwar »Terrie der Terror«, doch in Wirklichkeit war ich es, die ihn fürchtete. Er sagte mir ständig, ich sei ein »Störenfried«. Bisweilen klang es wie ein Spaß, manchmal schien sogar etwas wie Stolz mit dabei zu sein. Meistens fühlte es sich jedoch einfach schrecklich an.

»Auf dich muss ich mal achtgeben«, sagte er oft. Doch ich hatte schon damals begriffen, dass ich mich vor ihm in Acht nehmen musste.

Da meine Mutter viel schlief oder sich wegen ihrer Depression und der Medikamente in einer Art Trance befand, schaute meine Großmutter gelegentlich nach mir, doch am meisten kümmerte sich Liz um mich. Wenn sie mich morgens aus dem Bett holte und anzog, hatte ich immer das Gefühl, als sei sie auf eine Art und Weise in mich vernarrt, wie ich es mir von Mum gewünscht hätte. Sie machte mir Frühstück und half mir abends im Badezimmer. Mum und Dad (wenn dieser es erlaubte, die Heizung aufzudrehen) wärmten meinen Pyjama an einem Heizkörper, bevor ich ihn angezogen bekam – eine der wenigen Gelegenheiten, bei denen sie mich umsorgten. Doch tagsüber war Liz kaum zu Hause, weil sie oft ins College ging, und sie redete ständig davon, auszuziehen und mit ihrem jeweiligen Freund im Leben vorankommen zu wollen.

Das Leben mit Dad und seinen Regeln war nicht leicht. Er bestimmte, was geschah, wer wo schlief und was es zu essen gab. Außer an Schweinefleisch mit gekochten Kartoffeln kann ich mich an nichts erinnern. Bei so vielen Mäulern, die er füttern musste, sparte Dad und kochte jeden Abend für alle. Er machte Kartoffelbrei, kochte das Fleisch und klatschte es auf die Teller – ohne Soße oder sonst etwas. Niemand beschwerte sich. Meine Onkel, Großmutter und Mum konnten sich nichts anderes leisten, also aßen sie, was sie vorgesetzt bekamen. Der kleine Esstisch wurde vergrößert, sodass sechs Personen Platz hatten, doch ich durfte mich nicht dazusetzen. Ich musste mich im Zimmer nebenan auf den Boden hocken. Das machte mir aber nichts aus. So lange ich in Ruhe essen

und vielleicht danach noch fernsehen konnte, ohne von Dad oder Pat behelligt zu werden, konnte ich mir keinen besseren Abend wünschen. Oft legte Dad einen Horrorfilm für mich ein, bevor ich zu Bett ging. Wir hatten über fünfhundert Videos, die überall herumlagen. Schon im frühen Alter sah ich Filme ab achtzehn wie *Nightmare* oder *Halloween – Die Nacht des Grauens*. Ich fand sie nicht furchterregend, sondern lustig, aber bei meiner alltäglichen Realität ist das vermutlich nicht verwunderlich.

Vom Leben außerhalb unserer vier Wände bekam ich nicht sehr viel mit. Ich wurde nie irgendwohin mitgenommen – außer zum Shoppen ins nahe gelegene Hitchin oder im Sommer mal nach Southend an den Strand. Oder ins *Oval* in Stevenage, wo ich zusehen durfte, wie er sich mit seinen Freunden betrank. Er setzte mich an einen Tisch, bestellte mir einen Fruchtsaft und zischte mir ins Ohr: »Setz dich hin und rühr dich nicht vom Fleck!« Und das tat ich auch nicht, den ganzen Abend lang.

Während ich da saß, die Beine untergeschlagen und an meinem Saft nippend, lernte ich, Menschen zu beobachten. Manchmal bekam ich auch eine Tüte Chips mit Käse- und Zwiebel-Geschmack. Aber das Wichtigste war, dass ich mich nicht bewegte. Wenn Dad mir etwas auftrug, befolgte ich das peinlich genau. Vielleicht wollte ich ihm selbst in so einer Situation noch gefallen. Nur damit er nett zu mir war und mich nicht schlug.

Die anderen Männer, mit denen sich Dad zu seinen Saufgelagen traf, gingen die Woche über ihren Jobs nach, aber er arbeitete nie. Er hatte einen Gabelstapler-Führerschein, musste also vor meiner Geburt einmal gearbeitet haben, doch

ich hatte Leute davon reden gehört, dass er »wegen einem Herzleiden« auf der Krankenliste stand.

Die beste Zeit des Jahres war für mich der Sommer, weil Dad mich dann einmal pro Woche nach Southend-on-Sea mitnahm. Dort trafen wir auch meine ältere Schwester Sarah. Ich weiß nicht mehr viel von diesen Besuchen, außer dass Sarah ihn jedes Mal um zweihundert Pfund anpumpte. Die beiden hatten nicht viel füreinander übrig, aber um mich machte sie eine Menge Wirbel und kaufte mir Eiskrem. Ich stand vor dem Verkaufswagen, blickte auf all die vielen wunderbaren Sorten und bestellte mir dann immer dasselbe Eis, und wenn ich Glück hatte, bekam ich obendrauf noch Himbeersauce.

»Du erinnerst mich an mich selbst«, sagte Sarah oft und drückte mich.

Ich liebte meine große Schwester; sie war zehn Jahre älter und kam mir so erwachsen vor. Erst später fand ich heraus, dass sie Dad schon mit dreizehn Jahren angezeigt hatte, weil er sie vergewaltigt und geschwängert hatte.

Etwas zu essen gab es nur an einem Stand am Meer, der Muscheln verkaufte. Dort erstand Dad für jeden eine Schachtel Meeresfrüchte. Ich liebte den Essiggeruch, der von dieser Styroporverpackung ausging, und freute mich jedes Mal darauf. Ich bat ihn nie, mit mir zum Rummelplatz zu gehen, und nur selten suchten wir eine Spielhalle auf. Ich traute mich einfach nie, ihn um etwas Besonderes zu bitten, aber schon die vielen bunten, blinkenden Lichter zu sehen und das Geschrei der Kinder zu hören, wenn wir am Rummel vorübergingen, machte mir Freude. Es war wie eine Flucht aus Stevenage und unserem übervollen Haus, auch wenn ich den ganzen Spaß nur als Außenstehende mitbekam.

Dad kaufte mir nie Geschenke, aber ich bekam jede Woche fünf Pfund Taschengeld – eine ordentliche Summe für ein sechsjähriges Mädchen –, das ich allerdings nur für Süßigkeiten ausgeben durfte. Ansonsten bekam ich nie etwas, obwohl immer Geld von unseren Miete zahlenden Mitbewohnern da war. Deshalb ging ich einmal die Woche allein zu Woolworth und kaufte mir eine riesige Tüte mit vielen Leckereien, die ich dann zum größten Teil schon auf dem Heimweg verschlang, bis mir fast schlecht wurde und meine Zähne voll klebrigem Zucker waren. Lakritze mochte ich immer am liebsten.

Als ich begann, mir Weihnachtsfilme anzusehen, und zu Weihnachten Freundinnen besuchte, wurde mir zum erste Mal bewusst, dass in dieser Zeit alle feiern. Ich bekam wunderschön geschmückte Bäume mit Geschenken darunter zu sehen, ein krasser Kontrast zu unserem kahlen Wohnzimmer, das nur mit Dads Messingrams und Mums Schnickschnack dekoriert war. Weihnachten gab es bei uns zu Hause einfach nicht – keinen Schmuck, keinen Christbaum, keine Geschenke, kein Festessen und keine Verwandtschaft, die uns besuchen kam. Dads einzige Anerkennung des Weihnachtsfests bestand in den fünfzig Pfund, die er mir in die Hand drückte und die ich ein paar Tage später im Schlussverkauf ausgeben konnte.

An Weihnachten saßen wir zu Hause, sahen uns Videos an und hörten draußen die Nachbarskinder lachen, die mit ihren neuen Rädern, Skateboards und sonstigen Sachen spielten. Es war der einzige Tag des Jahres, an dem alle in der Siedlung gut gelaunt zu sein schienen. Alle außer uns.

Sobald Dad mir das Geld gegeben hatte, saß ich wie an allen anderen Tagen auch vor dem plärrenden Fernseher. Dad



hielt nichts davon, um besondere Anlässe viel Aufhebens zu machen. »Ist doch nur Zeit- und Geldverschwendung«, meinte er. An Geburtstagen war es dasselbe. Ich habe als Kind nie ein in Geschenkpapier eingewickeltes Präsent bekommen.

Vor allem an ein Weihnachten erinnere ich mich gut: als ich fünf Jahre alt war. Ich sah mir einen Film mit dem Titel *Eine Weihnachtsgeschichte* an. Er handelte von einem sehr armen Jungen, Ralphie, der von seiner Familie nichts geschenkt bekam; dabei wollte er nur ein Spielzeuggewehr. Ich liebte diesen Film, weil er eine Familie wie die unsere zeigte: eine mit Eltern, die sich nicht kümmerten und Weihnachten nicht feierten wie andere Familien. Nur sehr wenige Filme schildern solche Situationen, abgesehen von Verfilmungen viktorianischer Erzählungen wie etwa *Ein Weihnachtsmärchen*. Der Film faszinierte mich und gab mir das Gefühl, nicht ganz allein zu sein. So als würde es auch noch andere Leute geben, die so ein Leben führten wie ich.

Dad mochte es nicht, wenn Pat mich fotografierte, und brüllte ihn an, wenn er ihn dabei erwischte. Doch das tat er nur, weil er selbst mich benutzte und mich mit niemandem teilen wollte. Auch wenn ich Perverso-Pat von mir fernhalten konnte, wurde ich doch regelmäßig von meinem Dad missbraucht. Fast jeden Morgen, in seinem Bett. Es begann so früh, dass ich mich an die Anfänge nicht mehr erinnern kann. Wahrscheinlich war ich damals sogar noch ein Baby.

Während die meisten Kinder von Eltern geweckt werden, die ihnen sagen, sie sollen aufstehen und sich für die Schule fertig machen oder zum Frühstück herunterkommen, wachte ich auf, wenn Dad mich zu sich in sein Schlafzimmer rief.

»Terrie!« Mein Herz begann zu dröhnen wie eine Trommel. Mum schlief nachts nicht viel; sie schien dafür den ganzen Tag zu verdösen. Deshalb war sie schon auf, wenn Dad nach mir rief. Am liebsten hätte ich mir die Decke über den Kopf gezogen und ihn ignoriert, doch ich wusste, dann würde er einen Wutausbruch bekommen, deshalb wagte ich das nicht. Ich sprang auf wie ein geölter Blitz und lief barfuß den Flur entlang zu seinem Zimmer. Dann musste ich die Tür aufstoßen und diesen düsteren Raum betreten, in dem das Morgenlicht durch die schmutzigen, immer halb heruntergefallenen Vorhänge drang. Die Tapete war vergilbt vom vielen Rauchen, der Teppichboden dunkelrot, und das Mobiliar bestand aus nicht mehr als einem Bett und einem Schrank. Das Bettzeug hatte nicht zusammenpassende, kitschige Muster und roch immer muffig und verschwitzt, so dass es mir halb den Magen umdrehte.

Er grinste mir zu, und ich musste unter seine Bettdecke schlüpfen. Nach diesem kurzen Blick schaute er mich die nächsten gut zehn Minuten nicht mehr an.

Er legte mich flach auf das Bett, zog mir mit einer raschen Bewegung die Unterhose herunter und schob mein Nachthemd nach oben. Dann positionierte er sich über mich, und ich schaute zu, wie er sich auf mich hievte, rubbelte und stöhnte und sich erregte, indem er sein hartes, haariges Geschlecht an meinem rieb. Ich drehte den Kopf zur Seite, Tränen rollten über meine Wangen. Manchmal schrie ich laut, aber meistens ertrug ich die Tortur lediglich stumm schniefend. Dad ignorierte mich so oder so. Manchmal öffnete ich ein Auge und sah die Tattoos auf seinem Arm. Er hatte auf einer Seite den Schriftzug »Beatrice« und auf der anderen einen Vogel, den ich nicht erkannte. Mum

sagte, Beatrice sei eine Ex von ihm und wurde sauer, wenn man den Namen erwähnte.

Ich wollte, dass er aufhörte, wusste aber, dass ich Geduld haben musste, wenn er über mir schnaubte und Grimassen schnitt. Sein muffiger Schweißgeruch und der seines Aftershave vom Vortag stiegen mir in die Nase. Sein Atem war heiß und stank. Am liebsten hätte ich mich übergeben, doch ich wusste instinktiv, dass ich mich nicht rühren durfte, bis er fertig war. Wie jeden Tag wurde er immer hektischer, und schließlich verzog er das Gesicht und verspritzte seinen weißen Glibber auf meinem Bauch.

Danach ließ er sich müde zur Seite fallen. Und sagte nach einer Weile, noch immer, ohne mich anzusehen: »Geh dich waschen, Terrie.«

Ich schlüpfte aus dem Bett und lief ins Badezimmer, wo er mich wie jeden Tag überwachte, wenn ich die Wasserhähne aufdrehte. Ich ließ Wasser über meinen Bauch laufen, und der Glibber klebte an meinen Fingern und unter meinen Fingernägeln, wenn ich die Hände unter dem brühendheißen Wasser wusch. Ich fühlte mich immer schrecklich schmutzig, und dieses Gefühl wurde ich nie los.

Wenn mein Blick in den Spiegel fiel, sah ich Dad, der mir mit harter, eisiger Miene zusah, einer Miene, die mir einen kalten Schauer über den Rücken jagte.

»Wasch es gründlich ab«, befahl er. »Und dann ab mit dir nach unten zum Anziehen!«

»Ja, Daddy«, war meine Antwort. Pflichtbewusst drehte ich den Hahn zu, trocknete mich ab und ging nach unten, um meinen Tag zu beginnen. Dies geschah fast jeden Morgen, meine gesamte Kindheit hindurch.

Dad schloss hinter mir das Bad ab und machte sich fertig. Er duschte fast nie, sondern bespritzte sich mit seinem Aftershave, um seinen Körpergeruch zu überdecken, und kam kurz darauf nach unten. Was immer er tat, und das war für gewöhnlich nicht viel, er sah jeden Tag schick und perfekt gekleidet aus. Ich weiß nicht, ob er je einer bezahlten Arbeit nachging, aber in seiner Anzughose und seinem Hemd wirkte er zumindest immer wie für jegliche geschäftliche Situation bestens gerüstet. Nachdem er sich mit den Fingern durch die Haare gefahren war, setzte er noch seinen senffarbenen Lieblingshut auf, einen Trilby, wie immer in einem kecken schrägen Winkel. Das war seine muntere Verkleidung für die Außenwelt, der er sich so ganz anders präsentierte als der, den ich als »Daddy« kannte.

Ich verstand damals nicht, was mir mein Dad mit diesem morgendlichen »Geschmuse« antat. Ich wusste lediglich, dass es falsch war und ich mich danach entsetzlich und schmutzig fühlte. Meistens benahm ich mich tagsüber ganz normal und schaffte es, das morgendliche Geschehen aus meinen Gedanken zu verbannen. Aber an manchen Tagen hatte ich das Gefühl, dass mir alles zu viel wurde, und ich schleppte mich wieder zurück in mein Schlafzimmer, weinte stumme Tränen und betete und hoffte, irgendwo anders auf der Welt sein zu können.

Laut loszuheulen war zwecklos. Geholfen hätte mir sowieso niemand. Also verkroch ich mich in meinen Schlafsack und zog den Reißverschluss hoch, so weit es ging. Dann weinte und schluchzte ich so heftig, dass meine nassen Wangen an dem Stoff klebten. Ich begriff einfach nicht, warum Dad das tat. Ich wusste, dass Sex etwas war, was die Erwachsenen

mochten, weil sie oft in meiner Gegenwart darüber sprachen. Ich hatte im Fernsehen Pornos gesehen, wenn einer meiner Onkel heimlich welche anschaute. Aber es waren nie Kinder darin vorgekommen. Ich hasste es, das »Ding« meines Dad ansehen zu müssen, und ich hasste es, wenn er sich stöhnend über mir auf und ab bewegte.

Nachdem die Tränen getrocknet waren, lag ich mit geschlossenen Augen in meinem Schlafsack und versuchte verzweifelt auszublenden, was vorhin geschehen war. Aber ich wusste, irgendwann konnte ich mich nicht mehr verstecken und musste aufstehen.

Mein Schlafzimmer war pinkfarben, mit einem riesigen, auf die Tapete gemalten Bild von Schneewittchen und den sieben Zwergen, das ein Freund von Dad angefertigt hatte. Anfangs mochte ich dieses Bild; alle Figuren darauf waren immer fröhlich und lächelten, ganz anders als die meisten Gesichter bei uns zu Hause. Aber manchmal dachte ich, sie würden mich mit leeren Mienen anstarren oder sogar ein bisschen auslachen. Meine Spielsachen waren gebraucht auf Flohmärkten gekauft, unter anderem ein großes Barbie-Haus mit einer Menge halb kaputter Puppen. Die mochte ich am liebsten. Ich spielte ganz normal Vater-Mutter-Kind mit Barbie, die ein Kleinkind babysittete und mit ihren Freundinnen Kaffeeklatsch veranstaltete. So, stellte ich mir vor, konnte das Leben aussehen. Aber manchmal, an besonders schwermütigen Tagen, spielte ich »Barbie zusammenschlagen«. Dazu stellte ich die Puppen auf dem Dach auf, fragte dann: »Werde ich dich retten, Barbie?«, schrie halblaut: »Neeeiin!« und stieß sie alle um, sodass sie klappernd auf dem Boden landeten. Rückblickend ist mir klar, dass ich so die Wut herausließ, die sich in

mir aufstaute. Hätte ich richtig laut losgebrüllt, wäre ich von Dad nur wieder verprügelt worden. Hätte ich geweint oder geschluchzt, wäre niemand da gewesen, der mich in den Arm genommen hätte. Es gab niemanden, bei dem ich mich hätte beklagen oder mit dem ich hätte reden können. Und so suchte ich Trost darin, dass ich meinen Second-Hand-Barbiepuppen »wehtat«. Wenn ich ihnen Schmerz zufügte, dachte ich, würde ich vielleicht selbst nicht so viel Schmerz spüren.